

St. 6.4 / 74

Für meine kleine Karte

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
И. Бр. 14375

Sonderabdruck

aus den

Preussischen Jahrbüchern

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 137, 2. Heft.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1909.



Diese Sonderabdrücke der „Preussischen Jahrbücher“
sind käuflich nicht zu haben.

Sie werden in kleiner Anzahl nur für die Verfasser hergestellt. Jedoch kann das betreffende Heft der „Preussischen Jahrbücher“, dem der Aufsatz entnommen ist, durch den Buchhandel zu 2 Mk. 50 Pf. bezogen werden.

**Inhalt des Juliheftes 1909 (52. Jahrgang, 3. Quartal, 1. Heft) der
„Preussischen Jahrbücher“:**

- Dr. Francis Smith, Berlin-Grünwald: Ferreros Römische Geschichte.
Professor Adolf Mayer, Heidelberg: Zur Theorie der Musik.
Dr. Jakob Engel, Magdeburg: Verbrecher Shakespeares vom psycho-
physiologischen Standpunkt aus betrachtet.
Dr. Adolf Hedler, Hamburg: Die pädagogische Rekrutenprüfung in der
Schweiz und ihre Lehren.
Dr. Theodor Birt, Professor der Philologie an der Univ. Marburg: Zur
Verhöhnung Christi.
Dr. jur. F. Thierich, Rechtsanwalt in Leipzig: Der Entwurf einer Reichs-
versicherungsordnung und der ärztliche Stand.
Hans Delbrück: Nachwort.

Notizen und Besprechungen:

- Dr. Emil Daniels, Berlin: Erwiderung. (Krimkrieg.)
Philosophie. Anton Korman, Homburg v. d. H.: E. v. Hartmann,
System der Philosophie im Grundriß.
Pädagogik. Professor Dr. Adolf Matthaei, Cuxhaven: Fr. W. Joerster,
Lebensführung. — Sexualethik und Sexualpädagogik. — R. Röttger, Kind und
Gottesidee.
Ästhetik und Kunstgeschichte. Ludwig Bartning, Berlin-Grünwald:
H. Nohl, Die Weltanschauungen der Malerei. — H. Cornelius, Elementargesetze der
bildenden Kunst, Grundlagen einer praktischen Ästhetik. — Baudelaire, Zur
Ästhetik der Malerei und der bildenden Kunst.
Kolonien. Lic. Dr. Paul Rohrbach, Friedenau: P. Samassa, Die
Besiedlung Deutsch-Ostafrikas.
Politik. Dr. Paul Rohrbach: W. Wereschajew, Meine Erlebnisse im
russisch-japanischen Kriege.
Literatur. Gertrud Prellwitz: M. Buber, Ekstatische Confessionen. —
H. Schöph, Leben. — Marie Fuhrmann, Greifswald: M. v. Witten, Nach
Ostland wollen wir reiten. — H. F. Urban, Lederstrumpfs Erben. — P. Lindau,
Der Held des Tages. — A. v. Wendt, Heiligenblut. — Dr. Johannes
Schubert, Wilhelmshagen: E. Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die
Humanitätsidee. — Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. —
Dr. Richard Zimmermann, Lübeck: W. Goltzer, Religion und Mythos
der Germanen.

Politische Korrespondenz.

- Emil Daniels: Aus dem inneren Leben der Tripel-Entente.
Paul Rohrbach: Rußland und Persien. Russische Finanzen.
D.: Die Ablehnung der Erbschafts-Steuer.

**Inhalt des Augustheftes 1909 (52. Jahrgang, 3. Quartal, 2. Heft) der
„Preussischen Jahrbücher“:**

- Dr. A. Rebe, Gymnasial-Direktor in Lüneburg: Goethes Erziehungsideen
und Bildungsideale.
W. Deede, Professor am Geolog. Institut in Freiburg i. Br.: Zur Grund-
wasserfrage.
Dr. Albert Haas, Hamburg: Religion und Kirche in den Vereinigten
Staaten von Amerika.
Dr. Julius Heyderhoff, Düsseldorf: Zimmermanns politische Anschauungen.
Dr. R. Wünger, Professor in Götting: Die Rechte der Direktoren und der
Lehrer.
Dr. S. Christensen, Hamburg: Ein Alexanderepos aus der Zeit Barbarossas
und sein Verfasser.
Hans Delbrück: Olivier über den Krieg 1870.

П. 6. 4 / 47

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
Р. И. Бр. 14375

Ein Alexanderepos aus der Zeit Barbarossas und sein Verfasser.

Von

Dr. Heinrich Christensen.

Hin und wieder kommt wohl dem einen oder andern ein alter lateinischer Spruch auf die Zunge:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Und schlägt der Betreffende, weil er sich über die Herkunft genauer unterrichten will, in dem mit vollem Rechte sehr geschätzten „Büchmann“ nach, so findet er, daß einmal das Citat in dieser Form nicht ganz richtig ist, und daß es herkommt „aus der 1277 verfaßten Alexandreis des Philippe Gualtier de Châtillon“. Abgesehen nun davon, daß das Gedicht etwa 100 Jahre früher verfaßt ist, und daß der Dichter den Namen Guautier de Lille oder Walther von Châtillon führt, werden die meisten damit auch nicht viel mehr als den „Schall und Rauch“ eines Namens ohne Inhalt gefunden haben. In den folgenden Ausführungen möchte ich versuchen, diesen Namen mit einem Inhalt zu erfüllen, denn er ist der eines Mannes, der weit über seine Lebenszeit hinaus bekannt und hochgefeiert war.

Walther von Lille oder Châtillon ist etwa zwischen 1130 und 1140 in Lille geboren, einer unter den Grafen von Flandern mächtig emporblühenden Stadt, wie er in der von ihm selbst in schwerer Krankheit verfaßten Grabchrift angiebt:

Lille verdank ich das Leben, in Châtillon starb ich, mein Name
Ist im Frankenreich weit durch meine Lieder bekannt.

Er widmete sich nicht nur philosophischen und theologischen Studien, besonders in Reims und Paris, wo er auch den damals gefeierten Stephan von Beauvais hörte, sondern erwarb sich auch, wie seine

Schriften beweisen, nicht gewöhnliche Kenntnisse und ein tiefer eindringendes Verständnis der klassischen Dichter. Nachdem er sich den Magistertitel verdient hatte, leitete er eine Zeitlang in Laon, das zu dem Sprengel des Erzbischofs von Reims gehörte, eine Schule. Hier wird er vermutlich mit englischen Exulanten bekannt geworden sein, denn Johannes von Salisbury, der 1163 als einer der Hauptvertreter der hierarchischen Prinzipien England hatte verlassen müssen, lebte in der Abtei S. Remy bei Reims und ist, wie seine Briefe beweisen, jedenfalls mit ihm bekannt gewesen. Ob es sein Einfluß oder der des vermittelnden Erzbischofs von Reims, eines Bruders von König Ludwig VI. von Frankreich, gewesen ist, der Walther nach England brachte, ist nicht zu sagen, jedenfalls finden wir ihn wenige Jahre später in der Kanzlei des Königs Heinrich II. von England wieder. Hier kam er bald mit seinem Gewissen in Zwiespalt. Er war durchaus Anhänger der päpstlichen Partei, und bei den damaligen scharfen Gegensätzen zwischen dem Könige und dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury ist er offenbar nicht imstande gewesen, immer geschickt zwischen diesen Gegensätzen hindurchzusteuern. Johannes von Salisbury spricht in einem Briefe an ihn seine Freude darüber aus, daß er ihn als Genossen in den Leiden für Christus und seine Kirche habe, „nicht etwa, weil ich mich über Deine Zurücksetzung lustig machen will, sondern weil ich Dir zu Deinem mannhafsten Auftreten Glück wünsche. Denn . . . Du hast den Verlust weltlicher Güter gering geachtet, um Dir Deine ehrliche Ueberzeugung zu wahren und der christlichen Liebe zu dienen. So mögest Du denn, Freund Gottes, wie Du schon seit langen Zeiten der meinige gewesen bist, in dem Bewußtsein Deiner Unschuld den besten Trost finden, den es im Leben gibt, wie ich und alle Freunde, die mit mir in der Verbannung leben, ihn stets darin finden“. Ebenso ein Zeichen herzlichen Einvernehmens wie königlicher Ungnade, durch die Walther einen Verlust muß erlitten haben. Worin dieser bestanden, und wie lange er es noch in England ausgehalten hat, wissen wir nicht. Doch wird er schwerlich in erfreulicher Weise aus England geschieden sein, da er sich in Frankreich in einer, wie es scheint, ihm wenig zusagenden Stellung als Lehrer in dem kleinen Städtchen Châtillon an der Marne befand. Hier widmete er sich dann neben der Tätigkeit für sein Amt und dichterischen Arbeiten auch theologischen Studien; aus dieser Zeit stammt eine „Abhandlung gegen die Juden“ in drei Büchern. In den beiden ersten enthält sie eine Zusammenstellung aller der Stellen, die aus den



geschichtlichen Büchern des Alten Testaments — mit Ausnahme der Bücher Josua und der Richter — und den Propheten — mit Ausnahme von Jonas — auf die Erscheinung Christi als des Gottesohnes gedeutet wurden, verbreitet sich auch über die Widerständigkeit der Juden und das siegreiche Vordringen des Christentums unter den Juden, und behandelt endlich im dritten Buche die Dreieinigkeit und die hindeutenden Beweise dafür im Alten Testament. Daß er überhaupt auch der Bekehrung der Juden — die freilich, wie in der damaligen Zeit natürlich, auch mit einer Verfolgung verbunden war — sein Interesse schon damals zuwandte, scheint aus der Erzählung von einem Gespräche mit einem Rabbiner in Châtillon, die er uns in diesem Werke mitteilt, hervorzugehen; außerdem stand er jedenfalls auch mit namhaften Theologen seiner Zeit, wie z. B. mit Petrus ^{Comptar} Lombardus, in brieflichem und literarischem Verkehr über theologische Fragen. Hier wird er auch einen großen Teil seiner rhythmischen Gedichte, welche die die Zeit bewegenden Fragen behandeln, und unmittelbar in den Kampf der Meinungen eingreifen, verfaßt haben. Denn von dieser Zeit hat er den Beinamen „von Châtillon“ erhalten, unter dem er in ganz Frankreich und darüber hinaus bekannt geworden ist; sagt er doch selbst in einem Gedichte, in dem er Stephan von Orleans, Peter von Blois und Bertier von Orleans als bekannte Dichter nennt, nicht ohne Selbstgefühl von sich:

Unter denen, die nach Ruhm in der Dichtkunst streben,
Wird auch der von Châtillon unvergessen leben.

Aber er machte sich doch von dieser Tätigkeit los und eilte über die Alpen nach Bologna, um sich hier, auf dieser altberühmten Universität, Kenntnisse in der Rechtswissenschaft zu erwerben. Höchst wahrscheinlich hat er von hier aus auch Rom besucht. Denn in einem an den Papst gerichteten Gedichte sagt er zum Schluß:

Ach, nach so viel Müß' und Plagen,
Die beim Studium wir ertragen,
Finden wir nur fargen Lohn.
Drum bin ich nach Rom gegangen,
Wo der Kirche Schätze prangen,
Zu des heil'gen Vaters Thron.

Heil'ger Vater, laß auf Erden
Mich nicht wieder Laie werden,
Der das Gotteswort verlacht.

Laß mir meine Priesterwürde,
Doch befrei mich von der Bürde,
Die des Priesters Armut macht.

Gern will ich als Priester leben,
Doch als Lohn möcht' ich daneben
Eine Pfünde, noch so klein.
Leppigkeit will gern ich meiden,
Leben will ich ganz bescheiden
Nur von dem, was wirklich mein.

Nach einiger Zeit aber kehrte er, vermutlich, weil sein in den letzten Zeilen ausgesprochener Wunsch nicht in Erfüllung ging, wieder nach Frankreich zurück. Hier gelang es ihm, vielleicht auf Grund seiner bisherigen Leistungen, vielleicht auch seiner durchaus kirchlichen Gesinnung wegen, die Gunst des Erzbischofs Wilhelm von Reims zu gewinnen. Dieser nahm ihn zunächst in seine Kanzlei, machte ihn dann zum Kaplan und verschaffte ihm schließlich ein Kanonikat in Amiens. Walther hat sich dafür durch die Widmung seines größten Gedichtes, des Alexanderliedes, in dem er an mehreren Stellen die Gnade, den Edelmut und die Größe des Prälaten rühmt, dankbar zu erweisen gesucht. Ueber die Zeit, den Ort und die Art seines Todes sind wir nicht unterrichtet, doch dürfen wir annehmen, daß er nicht allzu lange nach der Vollendung seiner Alexandreis, vermutlich doch wohl in Amiens, um das Jahr 1190 gestorben ist.

Walther ist, wie sich schon aus der kurzen Skizze seines Lebens ergibt, nicht nur ein Theologe oder Mann der Schule und Wissenschaft gewesen, sondern hat an den Händeln und Kämpfen der damaligen Zeit lebendigen Anteil genommen, wie auch seine tätige Teilnahme an der damals gerade wieder brennend gewordenen Judenfrage bestätigt. Aber es war überhaupt gerade die Zeit, in die Walthers bestes und kräftigstes Alter fiel, eine außerordentlich bewegte und spannende. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, besonders die sechziger und siebziger Jahre, ist ja erfüllt von dem gewaltigen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen der weltlichen Macht, die die politische Leitung der Völker in der Hand behalten will, und den Ansprüchen der geistlichen, sich zur Schiedsrichterin auch in den weltlichen Entscheidungen zu machen. Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. sind sozusagen die Angelpunkte, um die sich dieser ganze Streit dreht. Aber wenn der erstere auch in Italien mit all der Entschiedenheit im Waffenkampfe und all dem

feinen Geschick im Spiel der Diplomatie, die ihm eigen waren, den Streit auszufechten suchte, so tobte er doch nicht minder in anderen Ländern, und ganz besonders in England, wo die hierarchischen Tendenzen in dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury einen ebenso starren wie rücksichtslosen Vertreter gegenüber dem in Heinrich II. verkörperten Staatsbewußtsein fanden. In diese Kämpfe wurde unmittelbar auch Walthar hineingezogen. Er wurde als Mitglied seiner Kanzlei von dem Könige beauftragt, die Nachrichten von einer Versammlung geistlicher und weltlicher Großen, die in Chinon stattgefunden hatte, nach England zu besorgen, und zugleich die Mitteilung zu verbreiten, daß der König eine Gesandtschaft zur Vermittlung an den Papst schicken werde (1160). Daß Walthar, der im Herzen der Partei des Erzbischofs zugetan war, aber dem direkten Befehle des Königs nicht ungehorsam sein konnte, diesen Auftrag nur ungern übernommen habe, deutet Johannes von Salisbury in einem Briefe an den Bischof Bartholomäus von Exeter an: „Unzweifelhaft ist dem Magister Walthar diese Intrigue, wie überhaupt alle Maßregeln gegen die Kirche Gottes höchst unangenehm, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann.“ Dieser Zwiespalt, in den Walthar geriet, ist es denn aller Wahrscheinlichkeit nach auch gewesen, der ihn erst in Ungnade beim König brachte und schließlich nötigte, seine Stellung ganz aufzugeben. Jetzt in Frankreich war er nicht mehr an Rücksichten gebunden und hat denn auch hier seine Stellung zu der die ganze Welt bewegenden Frage mit aller Entschiedenheit in seinen Liedern gekennzeichnet. Und er gebraucht dabei auch das Rüstzeug der allegorischen Bibelerklärung, wenn er z. B., um die Stellung des Papstes als des allein berechtigten Herrschers zu erweisen, auf die Sündflut und Noah mit seiner Arche zurückgeht und sagt:

Die Arche stellt die Kirche dar für uns in myst'schem Bilde,
Die Sündflut ist die arge Welt, die Böses führt im Schilde;
Und Noah ehren alle wir als höchsten Patriarchen,
Als Haupt der ganzen Kirche und als einzigen Monarchen.

Da stand kein Zweiter neben ihm, nein, er gebot da allen
Mit reiner Hand und keuschem Sinn nach seinem Wohlgefallen.
So steht hoch über allen, die auf dieser Erde leben
Der Papst, wir andern können nur am Erdenstaube kleben.

Zwar kann er nicht in Abrede stellen, daß die Kaiserwürde älter ist als die des Papstes, aber auch hier wird die Heilige Schrift als vor-

bildliche Zeugin herangezogen. Freilich geschieht dies, nach damaliger Art, in etwas gewaltsamer Weise dadurch, daß Esau und Jakob mit dem Kaiser und Papst identifiziert werden, und dann wird mit dem logischen Schluß von dem Größeren aufs Kleinere erklärt:

Einfach a maiori ist doch der Schluß begründet.
Der Rebekka, Isaaks Frau, ward einst verkündet:
Sieh, zwei Knaben wirst du jezt bald das Leben schenken,
Doch den Älteren wird als Knecht stets der Jüngere lenken.

Und für ihn ist es selbstverständlich, daß „größer als der Kaiser ist, wer im Himmel bindet“, wie denn auch die beiden Schwerter ganz in der Anschauung der hierarchischen Partei unter Kaiser und Papst verteilt werden:

Ja, das Schwert des Weltlichen mag der Kaiser halten,
Doch des Schwerts des Geistes darf nur der Papst hier walten;
Jener hat den Nießbrauch nur der Gewalt hinieden
Von ihm, der als Oberhirt wahrt der Seelen Frieden.

Triumphierend gleichsam vergleicht er den Papst Alexander III., der im Kampfe mit Friedrich I. und dessen Gegenpäpsten sich immer siegreich behauptet hat, mit dem großen König Alexander:

Alexander, der Held Mazedoniens, der durch die Welt seine Waffen getragen,
Hat dreimal Darius, den Perserfürst, siegreich zu Boden geschlagen.
Alexander, der Papst, der Seelenhirt, durch den unsre Seelen gefunden,
Hat dreimal den Kaiser, den Höllenfürst, siegreich schon überwunden.

Die Bezeichnung des Kaisers als Höllenfürsten geht doch weit hinaus über den „Teutonischen Tyrannen“, wie er von Johannes von Salisbury mit Vorliebe benannt wird. Aus derselben Anschauung heraus stammt sein Verdammungsurteil über König Heinrich II. von England, der, wie man wohl nicht ohne Grund behauptete, die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury, Thomas Becket, besonders verschuldet hatte. Walthar sieht sich in einer Vision in eine Versammlung der höllischen Geister versetzt. Sie reden darüber, daß die Verderbnis der Welt weit genug vorgeschritten sei, um dem Antichrist, der den Untergang der Welt bezeichnete, sein Erscheinen zu ermöglichen. Und besonders die Furie Allekto spricht ihre Ansicht dahin aus, daß auch der Vorläufer des Antichrists, der, wie Johannes der Täufer dem wahren Christus, so auch dem falschen Christus vorhergehen mußte, bereits erschienen sei, und sucht jenen dadurch zum Vorgehen zu bewegen:

Was suchst du einen andern noch, der dir den Weg bereite,
Als Englands tollen König, der in frevelhaftem Streite,
Bar alles Scham- und Rechtsgefühls den Priester ließ erschlagen,
Der, eine Zierde aller Welt, den Bischofshut getragen?

Was ist dagegen Simons Schuld, was ist doch sein Verbrechen?
Was wollen wir von Nero noch und seiner Bosheit sprechen?
Er, der zu hinterlist'gem Mord den Bischof selbst erlesen,
Ist doch ein schlim'm'rer Nero noch als Nero selbst gewesen.

Stärker als in solchen Versen läßt sich der durchaus kirchliche und hierarchische Standpunkt nicht wohl ausdrücken. Aber mit dieser Ueberzeugung von der beherrschenden Stellung der Kirche und ihres Oberhauptes ließ sich gar wohl eine scheinbar ganz entgegengesetzte Anschauung über den Zustand der damaligen Kirche verbinden. Das zwölfte Jahrhundert besonders ist erfüllt mit Klagen über die sittliche Verwilderung des Klerus von dem Papste herunter bis zum niedrigsten Kleriker, und ganz besonders über die bei jeder Gelegenheit hervortretende Geldgier Roms und der hohen Prälaten. In einer Fülle von Liedern aus dieser Zeit begegnen wir entweder Klagen über solche Verkommenheit oder derben Spöttereien und Verhöhnungen. In den letzteren verbindet sich damit oft eine teils geniale, teils liederliche Lebensauffassung eines Dichters, der „seine Sache auf Nichts gestellt“ hat, aber doch auch wieder um Gunst und Geld bettelt, um sich erneutem Lebensgenuß hingeben zu können. Goliarden nannte man meistens diese Dichter, teilweise vagabundierende Studenten und Kleriker, bei denen sich neben viel Spreu doch auch manches Körnlein echter Poesie findet. Fast allen ist gemeinsam die entschieden feindliche Stellung zur Geistlichkeit, besonders zu den Mönchen. Aber während die einen, selbst feuchtfrohliche Gesellen, durch Spott und Hohn zu wirken suchten, zeigen die andern mehr eine wehmütige Klage und jedenfalls eine ernste, sittliche Lebensauffassung, die nicht auf Verhöhnung, sondern offenbar auf Besserung ausgeht. Zu diesen letzteren gehört auch unser Walther. Er schont zwar die Kirche, oder vielmehr ihre Diener vom ersten bis zum letzten keineswegs, im Gegenteil, sie haben es doch gerade zumeist verschuldet, daß „in der Gläubigen Seelen floß aller Sünde Makel“. So stellt er die Kleriker voran bei einer Schilderung der Sünde und Schuld, in die alle Welt versunken ist:

Wer sind die, die Kirchengut rauben und verkaufen,
Die die Ehe brechen und jeder Schürz' nachlaufen?

Die gar gegen die Natur sträflich sich vergehen?
Kleriker sind's! Wir brauchen nur klar mit den Augen zu sehen.*)

Diebstahl, Meineid, Hurerei sind gar arge Sünden,
Wie die zehn Gebote schon mahnend uns verkünden;
Doch ins Gegenteil hat dies Nasos Spruch verkehret:
Was uns nützlich, ist fromm, wie Jupiter selbst es gelehret.

Was von Erde ist und Rot, muß am Ird'schen kleben,
Wundert's uns, daß auch der Mensch will zur Tiefe streben?
Nein, den Wahlspruch müssen wir als den unsern achten:
Auf, Mitbürger, zuerst laßt nach dem Gelde uns trachten!

Willst du dich der Welt genehm und gefällig zeigen,
Soll in Ehrfurcht sich vor dir alle Welt verneigen,
Willst du Güter dieser Welt? — Nun, begeh' Verbrechen,
Die mit Verbannung und Tod die Menschen versuchen zu rächen!

Kurz und gut, ich will Euch nicht lang' mit Worten quälen:
Tief in Laster sind verstrickt alle Menschenseelen,
Und betörend locken uns, richten uns zugrunde
Ehrgeiz, Wollust und blinkendes Gold in furchtbarem Bunde.

Das sind nicht die Worte eines frivolen Spötters, sondern eines ernstesten Predigers, der den Grund alles Übels kennt und von sittlichem Standpunkt aus zu mahnen und zu bessern sucht. So hat er uns auch sozusagen positiv seine sittliche Anschauung in einigen Versen seiner Alexandreis ausgesprochen:

Denn das Gold zieht nimmer sich nach den Adel des Herzens,
Nein, es entzieht ihn gar häufig; es ist der verderblichste Unhold,
Den die verderbenschwangere Nacht den Menschen gegeben.
Nicht wer an äußeren Gütern, nein, wer an sittlichen Kräften
Reichtum besitzt, wen die Tugend erhebt, der hat mehr als ein Geldmensch,
Der hat, was ihm den Mangel der Abkunft ersetzt und den wahren
Adel verleiht. Nicht äußerlich kann man die Tugend erwerben,
Wirklichen Adel verleiht allein die Gesittung des Herzens.

Von diesem wahrhaft sittlichen Standpunkt aus verurteilt Walther denn auch, und zwar oft mit sehr energischen Worten, ganz besonders die Geldgier und Genußsucht, wie sie sich damals in der Geistlichkeit breit machten:

*) Der letzte Vers ist in den meisten hier übersetzten Strophen ein Hexameter eines klassischen Dichters, wie ihn die Dichter der damaligen Zeit gern als ein Zeichen ihrer Belesenheit anwandten.

Unsere Kirchenfürsten, die Ländelein nur kennen,
Höllenfürsten könnte man eher sie benennen,
Die des Ewigen Geſez voll Verachtung brechen,
Die bis ſpät in die Nacht in ſüffigem Wein ſich bezechen.

Befonders iſt es auch die römische Kurie ſelbſt, deren unerſättliche Geldgier er geißelt, wie er denn auch in ſeiner Alexandreis Rom geradezu als die „gierige Roma“ bezeichnet.

Schätze fließen, unerhört, ſtets in Rom zuſammen,
Und es wachſen um ſo mehr ſtets des Hochmuts Flammen,
Denn Horazens alter Saß hat doch ew'ge Dauer:
Iſt das Gefäß nicht rein, wird, was du hineingießeſt, ſauer.

Gegen Gottes Willen löſt Rom geſchloſſene Ehen,
Hilft dem Angeklagten durch, kann das Recht verdrehen,
Koftbarkeiten ſtrömen hierher von allen Enden,
Weihrauch müſſen Sabäer und Indien Elfenbein ſenden.

Wie mit Geierklauen raubt Rom von allen Schätzen,
Alles nimmt es, doch zurück gibt's nicht einen Feh'n.
— — — — —

Soll man einen Biſchof neu auf den Stuhl erheben,
Kann an ſeinen Sitten gern mancher Makel kleben,
Hat er nur der Gelder viel immer in den Kaſſen,
Wird er zu dem röm'schen Kreis ganz vortrefflich paſſen.

Zu einer direkten Anklage gegen den Papſt und die geſamte hohe Geiſtlichkeit erhebt er ſich in einer der Johanneiſchen Apokalypſe nachgedichteten Viſion, die ihn in den Himmel verſetzt. Hier erſcheinen ihm auch die vier Geſtalten, unter denen die vier Evangelien dargeſtellt wurden; aber er deutet ſie in grimmigem Hohn anders, oder läßt ſie vielmehr durch einen Engel gedeutet werden:

Der Löwe iſt der Papſt, der alles in ſich ſchlingt,
Der Gottes Wort verſetzt, weil er nach Werten*) ſtrebt,
Der nicht auf Markus hört, wenn nur die Mark gut klingt,
Der auf erhab'nem Siz am niedern Gelde klebt.

Siehſt du das Kind? Das iſt der Biſchof, der voran
Vor allen andern hin zur fetten Weide rennt,
Und dann behaglich ſchmauſt, was er nur faſſen kann
Von andrer Leute Gut, weil er's am beſten kennt.

*) Ich habe verſucht, das lateiniſche Wortſpiel libros und libras durch Worte und Werte nachzumachen, wie nachher Marcus und marca.

Der Adler, der ſich dort ſtolz in den Schwingen wiegt,
Der Erzdiafon iſt's, ein frecher Räubersmann,
Denn wie der Nar auf Raub von ſeinem Horſt ausfliegt,
So lebt auch er vom Raub, den er erſpähen kann.

Der vierte, den du ſiehſt, mit menſchlichem Geſicht,
Iſt der Dekan, der ſtets auf dunklen Wegen ſchleicht,
Der unterm Schein des Rechts auf Lug und Trug erpicht,
Als Schelm der Frömmigkeit und Einfalt Ruf erreicht.

Die ganze Klerisei in ihrer nur auf Neußerliches und auf Gelderwerb ausgehenden Tätigkeit trifft er mit den Worten:

Neußerlich verſtehen ſie Gottesdienſt zu halten,
Doch ihr Herz verſpüret nie Gottes gnäd'ges Walten;
Hochzeitliches Feſtgewand kann für ſie nicht taugen,
Nur der Lohn des Dienſtes hat Wert in ihren Augen.

Und triumphierend ruft der Antichriſt am Schluſſe der Verſammlung der höllischen Geiſter, die ich vorhin ſchon erwähnte, aus:

Mein ſind die Klöſter, die Mönche ſind mein,
Mein ſind die Schulen, die Nonnen ſind mein,
Mein iſt der König und mein der Kardinal,
Seine Käuflichkeit bringt auch die Kirche zu Fall.

Dies iſt der Grundton, auf den die meiſten Lieder Walthers, ſoweit ſie direkt unter ſeinem Namen überliefert ſind, geſtimmt ſind. Doch ſpricht er ſich in einem auch über ſeine pädagogiſche Tätigkeit aus, und wie er in einem andern in ſchwerer Krankheit ein Stoßgebet an den Herrgott richtet, der ihm in ſeinen Sünden um Chriſti willen gnädig ſein möge, ſo beſißen wir auch unter den zahlreichen anderen aus dieſer Zeit ſtammenden Liedern manche, die ihm mit mehr oder weniger Recht zugeſchrieben werden können und zugeſchrieben worden ſind. Und es mag gern ſein, daß unter den luſtigen und etwas derben Liedern das eine oder andere von ihm ſtammt. Jedenfalls würde dadurch aber das Geſamturteil über ihn als einen auf kirchlicher und ſittlicher Grundlage ſtehenden Mann, der nicht zu höhnen und zu ſpotten, ſondern zu mahnen und zu beſſern ſucht, keine Aenderung erfahren.

Hatte Walther durch dieſe ſeine mehr vollſtümlichen Lieder Anerkennung gefunden dadurch, daß ſie in ganz Frankreich bekannt wurden, ſo iſt ſein dauernder Ruhm doch viel mehr begründet und jedenfalls viel weiter getragen durch ſein epiſches Gedicht, die Alexandreis. Seltsam, denn zuerſt wollte er es überhaupt gar nicht

veröffentlichen. Nachdem es in den Jahren 1178—82 entstanden war, verging doch noch einige Zeit bis zur Herausgabe, denn dem Dichter, der doch schon durch seine Lieder bekannt war, graute etwas vor der Öffentlichkeit. „Es ist merkwürdig,“ sagt er selbst in der Vorrede, „daß die Menschen von ihrer ursprünglichen Natur, die doch, wie alles, was aus der Hand Gottes gekommen ist, gut war, so völlig heruntergekommen sind. Sie sind jetzt viel geneigter zu verurteilen als Nachsicht zu üben und mögen in zweifelhaften Fällen viel lieber etwas heruntermachen als zum Besten kehren. Aus Angst davor habe ich lange die Absicht gehabt, dich, mein geliebtes Alexanderlied, zu unterdrücken und das Werk, an dem ich fünf lange Jahre gearbeitet habe, gänzlich zu vernichten oder jedenfalls in meinem Pulte zu begraben.“ Die Klagen der Dichter über die Börsartigkeit der Kritik sind, sieht man, nicht nur modern, schon der gute Walther hatte Sorge, daß man über ihn herfallen könnte, wenn er sich mit diesem Gedichte an die Öffentlichkeit wage. Schließlich aber entschloß er sich doch, es zu veröffentlichen.

Und in der Tat, er hat diesen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Denn es gibt kein anderes lateinisches Gedicht des Mittelalters, das so viel gelesen, benutzt und kommentiert worden ist, wie diese Alexandreis. Einmal bildet sie die Grundlage nicht nur eines deutschen Alexandergedichtes von Ulrich von Eschenbach, sondern auch einer nordischen, spanischen und tschechischen Bearbeitung der Alexandergeschichte. Ferner sind einzelne Wendungen, Gedanken und Verse wieder und wieder angewandt und gingen in die im Mittelalter äußerst beliebten Florilegien oder Anthologien aus den klassischen Dichtern über, so daß hin und wieder seine Verse sogar einem Dichter des Altertums zugeschrieben wurden. Ja, das Gedicht war um 1190 schon so bekannt und berühmt, daß eine Stelle daraus für die Inschrift auf dem Grabdenkmal des Königs Heinrich II. von England († 1189) benutzt wurde. In den Schulen wurde schon etwa hundert Jahre später diese Alexandreis mit den Gedichten der klassischen Dichter zusammen gelesen und erklärt. Dichter aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wie Wilhelm von der Bretagne, der die Taten des französischen Königs Philipp II. besungen, Otto von Magdeburg, der nach einer deutschen Vorlage die Taten und Fahrten des Herzogs Ernst von Schwaben dargestellt, Albert von Stade in seinem Troilus, Heinrich von Settimello, schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts, Nikolaus von Braja, der die Eroberung von La Rochelle und die Belagerung von Anignon durch Ludwig VIII.

beschrieben hat, und manche andere haben einzelne Wendungen und Verse, Vergleiche, Gedanken, Situationen in mehr oder weniger ausgiebiger Weise trotz der Verschiedenartigkeit der Stoffe aus Walther genommen. Selbst Manus von Lille, ein Zeitgenosse Walthers, der im übrigen recht gehässig und neidisch über den Dichter urteilt, kannte nicht nur sein Gedicht, sondern hat auch mancherlei, besonders in der Sprache, von ihm entlehnt. Man darf mit Recht sagen, daß kein lateinischer Dichter des Mittelalters in dieser Weise „erhoben“ und „gelesen“, aber auch benutzt worden ist.

Gewidmet ist das Gedicht dem Erzbischof Wilhelm von Reims (seit 1176), dem Walther mehrfach, wie bereits erwähnt wurde, zu Dank verpflichtet war. Er rühmt in der Widmung nicht nur seine hohe Abstammung — Wilhelm war ein Urenkel von König Wilhelm, dem Eroberer, Neffe von König Stephan von England und Schwager des Königs Ludwig VII. von Frankreich — sondern auch seine Tätigkeit als Erzbischof von Sens (1169—76) und Reims. Der ersteren Stadt hat der Bischof — charakteristisch für die Art der mittelalterlichen Dichter überhaupt, Beziehungen zum Altertum anzubringen — nicht weniger Ruhm und Ehre gebracht, als einst der Senonenfürst Brennus, der Rom eroberte und fast auch das Kapitol erstürmt hätte,

hätte die silbergefiederte Gans nicht die Wächter ermuntert.

Um der Widmung sozusagen noch mehr Nachdruck zu geben, hat Walther es so eingerichtet, daß die Anfangsbuchstaben der zehn Bücher den Namen Wilhelm (Guillelmus) ergaben. Doch wenn er auch durch dies Gedicht seinem Danke und seiner Ehrfurcht hat Ausdruck geben wollen, so fühlt er sich doch als Dichter, und wenn er hofft, daß sein Gesang dauern wird, so weiß er, daß mit diesem auch der Name Wilhelms unlöslich verbunden und so unsterblich sein wird, wie er in den Schlußversen sagt:

Aber, erhabener Bischof, der oft aus der Fülle der Gnade
Schutz mir gewährt, so daß ich der Feinde Gebelzer verlachte,
Nimm nun das Werk, das Walther in eifrigem Streben geschaffen,
Gnädig entgegen, verschmähe es nicht, den Epheu des Dichters
Zu der geheiligten Mitra dir gern um die Schläfe zu legen.
Freilich, empor zu der Höhe des Bischofs reicht mein Gesang nicht;
Aber, wenn einst die Seele der sterblichen Hülle entflohen,
Werden vereint wir leben, vereint mit dem Sänger wird leben
Wilhelms Ruhm, nie wird er im Fluge der Zeiten entwinden.

Seine Hoffnung hat sich erfüllt. In den späteren Jahrhunderten, als Wilhelms Taten als Erzbischof schwerlich andere Menschen als Historiker kannten, wurde dies Gedicht noch viel gelesen, und sein Name blieb bekannt und berühmt als der des Gönners eines Dichters, wie Walther es gewesen war. In der Tat erhebt sich das Gedicht über die Masse der epischen Versuche der damaligen Zeit. Zwar in der Form, der sprachlichen sowohl wie der Darstellung, schließt sich Walther, wie alle anderen lateinischen Dichter des Mittelalters, natürlich an die klassischen Vorbilder, speziell an Vergil und Lukan, die hauptsächlichsten und bekanntesten Epiker, an. In manchen Beziehungen, so in Einleitungen und Schlüssen von Reden, in einzelnen Wendungen und Verbindungen, in Vergleichen und Reden war ja die epische Sprache auch in gewissem Sinne vollständig konventionell geworden. Und ebenso klar ist, daß bei der großen Belesenheit unseres Dichters sich vielfach nähere oder entferntere Berührungen mit der Sprache der von ihm gelesenen und studierten Dichter finden. Aber er behandelt Sprache und Vers doch leicht und selbständig; niemals hat man die Empfindung des Zusammengesuchten und Zusammengestopelten — wie die Verse leicht und glatt hinschießen, so verrät auch die Sprache den klassisch gebildeten Leser, der sich von Barbarismen durchgängig frei hielt und auch in dieser Beziehung seinen Mustern möglichst nahe zu kommen suchte. So hat das ganze Gedicht natürlich ebenso wenig wie die anderen epischen Darstellungen der damaligen Zeit etwas Ursprüngliches oder Volkstümliches, aber neben dem Anempfundenen, das allen lateinischen Epen des Mittelalters, ja in gewissem Sinne doch auch den lateinischen Epen der klassischen Dichter, anhaftet, doch auch eine Eigenartigkeit, die es über die sonstigen Gedichte emporhebt. Und das liegt ganz besonders an dem Stoffe selbst und in seiner Behandlung. Andere Dichter nahmen sich zeitgenössische Ereignisse zum Vorwurf und setzten den ganzen epischen Apparat für diesen spröden Stoff in Bewegung — man erkennt es schon bei Lukan in seiner Behandlung des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus, wie schwierig und undankbar die Aufgabe war, weil besonders die nun einmal notwendige Heranziehung der Göttermwelt immer den Eindruck des Gewollten und Gemachten hervorrufen mußte; andere wieder behandelten geistliche oder theologische Stoffe in epischer Form und konnten damit wohl, wie z. B. Alanus von Lille in seinem Anticlaudianus auf gebildete, besonders theologisch und philosophisch gebildete Leser Eindruck machen; wieder andere suchten durch die Behandlung

derber oder obscöner Stoffe auf die Sinne zu wirken. Walther aber wagte es, in den Mittelpunkt seines Gedichtes, den König zu stellen, dessen lichte Heldengestalt im Altertum trotz aller Fehler doch immer wieder zur Bewunderung gereizt hatte, im Mittelalter aber durch den reichen Sagenkranz, der sich um seine Person gewunden hatte, nicht nur Dichter fast aller Nationen zur Darstellung begeistert hatte, sondern auch überall und allgemein bekannt war.

Ganz besonders aber hat Walther offenbar gewirkt durch die Art seiner Behandlung. Er vermied es zunächst mit richtigem Takt die eben erwähnten phantastischen Wundergeschichten von Alexander, die ihm durchaus nicht etwa unbekannt waren, als Grundlage seiner Dichtung zu wählen. Er wollte die Geschichte dieses Helden in poetischer Form behandeln und wählte sich daher zum eigentlichen Führer den einzigen Schriftsteller, der eine ausführliche Geschichte Alexanders in lateinischer Sprache geschrieben hatte, den Quintus Curtius. Ihm vertraute er sich auf der einen Seite so durchaus an, daß er an manchen Stellen nur die Prosa dieses Historikers in Verse umsetzte; ja manchmal geht diese Anlehnung so weit, daß nur durch geringe Umstellung der Worte oder kleine Einfügungen aus der Prosa Verse geworden sind. Da aber das Werk des Curtius in der damaligen Zeit bereits nicht mehr vollständig erhalten war, so mußte er notgedrungen noch eine andere Quelle zu Rate ziehen; er fand sie in Justinus, einem Schriftsteller, der in seinen nach ausführlicher Vorlage gearbeiteten „Philippischen Geschichten“ auch natürlich die Geschichte Alexanders und seiner Zeit behandelt hatte. Doch begnügte er sich mit diesen notwendigen Ergänzungen nicht, sondern benutzte neben anderen besonders noch Drosius, Isidorus, die Sagen Geschichte Alexanders und die sogenannten *Secreta Secretorum*, eine Art Fürstenspiegel, der unter dem Namen des Aristoteles ging, und sehr viel gelesen wurde.

Trotz dieser Vielheit und Verschiedenartigkeit der Quellen macht das Gedicht durchaus nicht den Eindruck des Zusammengesuchten. Denn in der Auswahl und Zusammenstellung hat Walther ganz entschieden großes Geschick, sicheren Takt und guten Geschmack bewiesen. Einmal blieb er sich stets bewußt, daß er nicht, wie sein historischer Gewährsmann eine Geschichte Alexanders und seiner Zeit schreiben, sondern, wenn ich so sagen darf, in einer poetischen Biographie seinen Lesern die Heldengestalt des großen Königs nahe bringen wollte. Daher beginnt das Gedicht mit der Jugend und schließt mit dem Tode des Königs. Weder die Zeiten Mazedoniens

vor Alexander, noch die unmittelbar an seinen unerwarteten Tod sich anschließenden Kämpfe, die schon im Sterbezimmer des großen Königs zum Ausbruch kamen, finden bei ihm eine Stelle. Aus der Jugendzeit wird uns nicht das allmähliche Heranwachsen des Prinzen erzählt, vielmehr sucht uns der Dichter durch die Darstellung einer Unterredung des jugendlichen Fürsten mit seinem Lehrer Aristoteles seine Begeisterungsfähigkeit und seinen Tatendrang zu kennzeichnen, um den Leser gewissermaßen in die richtige Stimmung zu versetzen, dem stürmischen Vorwärtsdringen und den großartigen Taten des Königs zu folgen. Der dann folgende Vortrag des Aristoteles über die Pflichten eines Fürsten hat zwar für unsern Geschmack etwas Herbeigezogenes und Lehrhaftes, aber die Menschen der damaligen Zeit fanden an derartigen Auseinandersetzungen Gefallen, und mancher Leser freute sich wohl, diesen ihm bekannten Aussprüchen in anderer Umgebung und in poetischer Form wieder zu begegnen.

Von nun an bildet denn auch der Heldenkönig durchaus den Mittelpunkt der Dichtung, seine Heldentaten sind es, die den Leser fesseln, erheben und begeistern sollen. Daher bleibt denn auch alles Beiwerk, wie z. B. die Feldzüge seiner Generale oder die gleichzeitigen Ereignisse in Griechenland entweder ganz fort, oder sie werden in aller Kürze abgemacht. Und auch eine andere nahe liegende Gefahr hat er glücklich vermieden. Unausgesetzte Feldzüge und Kämpfe sind es, die das Leben des Königs, wenigstens so weit es sich für eine poetische Darstellung eignete, ausfüllen. Hier galt es Maß zu halten. Auch hier hat der Dichter verständigen Takt und gutes Geschick bewiesen. Denn die großen Entscheidungsschlachten gegen Darius bei Issus und Arbela finden eine eingehende Darstellung, die Ermordung des Darius, seine glänzende Bestattung und Alexanders pomphafter Einzug in Babylon bilden für die poetische Darstellung den Abschluß des Kampfes gegen das eigentliche Perserreich. Als Uebergang sozusagen zu dem letzten großen Kampfe gegen die Inder folgt dann die Bestrafung des Königsmörders Bessus und ein kurzer Feldzug gegen die bis dahin für unbesiegbar geltenden Skythen. Dagegen vermeidet er es geschickt, durch eine Aufzählung oder Schilderung der Kämpfe, die sich z. B. in Sogdiane und Baktrien an den Tod des Königs Darius angeschlossen, und die in Wirklichkeit vielleicht die gefährlichste Seite in dem großen Unterwerfungskampfe des Ostens gebildet haben, den Leser zu ermüden. Von dem Feldzuge in Indien werden ausführlich behandelt nur der Kampf gegen den König Porus, und eine

Episode aus dem Kampfe gegen die Maller, einen Volksstamm der Inder, in der der glänzende Mut und die todverachtende Tapferkeit des Königs selbst besonders hervortreten. Den Abschluß des ganzen Werkes bildet dann einmal die Stellung Alexanders als des unbestrittenen Weltherrschers, zu dem alle Völker der Erde, auch aus dem fernen Westen, ihre Gesandten schicken, um Unterwerfung und Geschenke anzubieten, und in scharfem Gegensatz zu dieser alles Irdische sonst überragenden Stellung das jähe Ende durch das todbringende Gift eines tückischen Verräters.

So bildet also das Gedicht eine im Großen und Ganzen durchaus geschlossene Komposition, die der Dichter dem Stoffe nach zwar seinen Vorlagen verdankt, aber in durchaus selbständiger und, wir dürfen sagen, eigenartiger Weise behandelt hat. Denn er hat nicht nur den König vollständig in den Mittelpunkt aller Handlungen und Ereignisse gestellt, er hat sich auch eine bestimmte, klare Auffassung von der Persönlichkeit und dem Wirken des Königs gebildet. Einmal ist für ihn der mazedonische König der Held aller Helden, gegen den auch die sonst gerühmten großen Helden des Altertums zurücktreten müssen, wie Cäsar, dessen Großtaten der spanische Dichter (Lufan) besungen hatte, Augustus oder der in Wirklichkeit freilich durchaus unbedeutende Kaiser Honorius, der aber in dem Hofpoeten Claudian einen Lobredner gefunden hatte, dessen Gedichte Walther kannte und benutzte. So hat denn auch Rom, sagt Walther, niemals den eigenen großen Feldherren einen solchen Empfang bereitet, wie Babylon dem siegreich einziehenden Feinde, und das auch

Wahrlich mit Recht, denn mag man auch gern, wie sie es verdienen,
Anderer Fürsten erstaunliche Taten rühmen und preisen —
Wenn man das winzige Heer, mit dem zu gewaltigen Taten
Gegen die Sieger der Welt Alexander in blühender Jugend
Auszog, ernstlich bedenkt, und wie kurz die Spanne der Zeit war,
Bis vor dem siegreichen Helden die Welt auf die Kniee sich beugte:
Dann verschwindet vor ihm die ganze Reihe der Fürsten,
Die großprahlerisch einst der spanische Dichter besungen,
Oder auch Claudius gern in tönenden Versen emporhebt,
In ein Nichts!

Aber ein Zweites, Wichtigeres kommt hinzu. Der gebildete, in der klassischen Literatur wie in der Bibel gleich bewanderte Verfasser mußte natürlich, daß in der Danielstelle, wo von dem Widder mit den zwei Hörnern die Rede ist, den der Ziegenbock mit seinem

einen Horn zerschmettert, schon früh der erstere auf den Perserkönig der letztere auf König Alexander, den Zertrümmerer des Perserreiches, gedeutet wurde. Nennt er doch den Darius geradezu so in der Grabchrift, die ihm auf dem von dem Juden Apelles errichteten Grabmal gewidmet wird:

Hier ist bestattet der Widder der Schrift mit den doppelten Hörnern,
Die Alexander, der Hammer des Weltalls, in Stücke gebrochen.

So ist denn die ganze Kriegs- und Siegeslaufbahn des Königs eine von Gott gewollte, und er ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, wie sich das auch in manchen seiner Beinamen, wie z. B. „Rachegeist Gottes“ oder „des Himmels“, „Schicksalsgeißel“ u. a. ausspricht. Diese Ueberzeugung nun, daß ihm eine besondere Sendung zuteil geworden sei, und er daher auch besonderer Hilfe gewiß sein dürfe, läßt der Dichter auch in dem Könige lebendig sein. Und um dies gewissermaßen zu erklären, benützt er eine Erzählung, die aus dem im Mittelalter viel gelesenen jüdischen Schriftsteller Josephus stammt. Sie berichtet von einem Zuge Alexanders nach Jerusalem, auf dem ihm der jüdische Hohepriester, angetan mit seinen priesterlichen Gewändern, entgegentritt, um seine Gnade anzuflehen. Kaum aber erblickt ihn Alexander, als er ihm seine Verehrung bezeugt; und auf die erstaunte Frage seiner Generale erwidert er, eine Erscheinung in solcher Gewandung sei ihm vor seinem Zuge gegen Persien erschienen und habe ihm Schutz und Hilfe zugesagt. Diese Erzählung also hat Walthier in sehr feiner und geschickter Weise zu verwerten verstanden. Am Grabe Achills hält der König eine Ermunterungsrede an seine Krieger, in der er sein felsenfestes Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens ausspricht. Da erzählt er, um dies Vertrauen zu rechtfertigen, von dieser Erscheinung, die ihm bald nach dem Tode seines Vaters und seiner Thronbesteigung geworden sei:

Mitternacht war's, und es mahnten zum Schlafe die nächtlichen Sterne,
Als ich einsam im hohen Gemach auf fürstlichem Lager
Noch mich wälzte; die Freunde umsing erquickender Schlummer.
Aber mich quälten im Herzen die Sorgen und scheuchten den Schlummer.
Neu war die Würde, und jugendlich schwankten im Geist die Gedanken:
Soll ich das Vaterland schützen? geh kühn ich dem Feinde entgegen?
Unklar war ich und schwankend, und beides erschien mir doch ratsam.
Siehe, da leuchtete plötzlich von glänzendem Scheine die Halle,
Strahlend verdrängte ein himmlisches Licht das nächtliche Dunkel,
Und ich sah die Finsternis weichen der taghellen Klarheit.

Furcht ergriff das zagende Herz, und kältende Schauer
Kannen, ich fühl' es, mir durch die angsterzitternden Glieder.
Vor mir stand ein Wesen, ich scheue mich Mensch es zu nennen,
Himmlicher Würde und Anmut voll, fremdartig umschloß es
Ein buntschillerndes, reiches Gewand in herrlichen Falten.

Nachdem dies hohepriesterliche Gewand beschrieben ist, heißt es weiter:

Schon nach Namen, Herkunft und Zweck wollt schüchtern ich fragen,
Als er zuerst zu reden begann mit folgenden Worten:
Auf, mazedonischer Held, verlaß des Vaterlands enge
Grenzen, die ganze Welt will ich zu Füßen dir legen!
Aber tritt einst in solchem Gewand ein Mann dir entgegen,
Mein Verehrer ist's, schone ihn! — Sprach's und verschwand in dem
Und mit lieblichem Dufte erfüllte er scheidend die Halle. [Dunkel,

Diese Auffassung von Alexander und die damit verbundene Charakterisierung des Fürsten hält Walthier fest. Sie gibt ihm denn auch die Möglichkeit, das Ende des großen Königs in seiner Art psychologisch-poetisch zu begründen. Denn die Ueberzeugung von dieser seiner gottgewollten Sendung treibt ihn nicht nur zu immer größeren Taten, sondern reißt ihn zu Plänen fort, die über das dem sterblichen Menschen gesteckte Ziel hinausgehen. Er will die durch die Gottheit dem Menschen verborgenen Nilquellen auffuchen, er beabsichtigt die Antipoden zu bekriegen, ja er versteigt sich zu dem unsinnigen Gedanken, einen Zug gegen das Paradies zu unternehmen! So gibt die Schicksalsbestimmung des Königs auf der einen Seite, und wiederum die dadurch bei der Schwäche der menschlichen Natur bedingte Selbstüberhebung die poetische Berechtigung wie zu der alles überragenden Höhe, so auch zu dem jähen Sturze des gewaltigen Helden. Mit gewöhnlichen Mitteln war gegen diesen gottbegnadeten und gottbegeisterten Helden nichts auszurichten. Wie der Dichter schon die in der Geschichte überlieferte Erzählung, daß Alexander durch eine Meuterei seiner Truppen am Hyphasis in Indien zur Umkehr gezwungen wurde, mit sicherem Takte ausgelassen hat — ihn zwang eben nur der eigene Wille — so setzt er hier, um das Ende des Königs herbeizuführen, die Mutter Natur und die Hölle selbst in Bewegung. Denn daß das Ende des Königs nur auf gewaltsame Weise herbeigeführt werden konnte, versteht sich nach der bisherigen Darlegung eigentlich von selbst, und Walthier fand überdies die Vergiftung Alexanders in seinem Gewährsmann Justin, wie sich denn die Er-

zählung von dieser Vergiftung schon früh gebildet hat. Aber die Inszenierung dieser Mordtat ist durchaus Walthers Werk, wenn auch die Ausführung teilweise nach früheren Vorlagen gearbeitet ist. Sie stimmt nun auf der einen Seite so durchaus zu seiner Auffassung von der Persönlichkeit des Königs, und ist überdies so bezeichnend für die mittelalterlichen Anschauungen und für ihre Verquickung heidnischer und christlicher Ideen, daß ich die ganze Szene hier mit geringen Auslassungen folgen lasse.

Aber die Mutter Natur gedachte in nagendem Schmerze
Stets an den Schimpf, den der Fürst zugleich der Welt und ihr selber
Angetan, als er erklärte für ihn sei die Erde zu enge,
Und mit gewaffneter Hand woll' er in die Tiefen sich wagen,
In die geheimnisvollen. In Unmut und grimmer Empörung
Unterbrach sie das Werk, an dem stets wirkend sie schaffte,
Dem noch gestaltlosen Urstoffe Form und Seele zu geben.
Und die erhabene Greisin, in hüllender Wolke geborgen,
Gilte hinab zur Styx, in die Tiefen des schaurigen Abgrund's.
Vor der Schöpferin, wo sie sich zeigt, weicht alles in tiefer
Ehrerbietung zurück: in scheuer Verehrung umsähet
Sind sie die Luft, es sprießen in üppiger Fülle die Blumen
Frühlingsgleich, es schmeicheln und flüstern leise des Meeres
Wellen, und Schweigen ruht auf der See sonst tobenden Wogen.
Alles erweist der Natur die schuldige Ehrfurcht und bittet,
Daß sie in stetiger Mischung Feuchte wie Wärme gewährend
Dopple die Saaten und segne die keimenden Samen der Dinge.
Dankbar grüßt sie die Mutter Natur, doch heißt sie bewahren
Immer die alten Gesetze und stets ihrer Grenzen bewußt sein.
Ich aber eile, so spricht sie, hinab in den Orkus voll Sorge
Um die Meinen; ich will Alexander, die Geißel der Erde,
Den die Länder und Meere verabscheun, endlich vernichten. —
Sprach's und es öffneten ihr sich die finsternen Tiefen der Erde,
Daß sie auf steil abführendem Pfad in den Orkus hinabkam.

Nach einer Beschreibung der Unterwelt und Begrüßung der Mutter Natur durch ihren Beherrscher redet die erstere diesen an mit den Worten:

O Vater und Rächer der Sünde,
Den einst hellerer Glanz als des Morgensterns leuchtende Klarheit
Herrlich umstrahlte, den dann der Hochmut vom himmlischen Sitz stieß,
Zu dir komme ich flehend in meiner Bekümmernis, zu dir,
Dem ich doch, da er den himmlischen Sitz sich verscherzte, als letzte
Zufluchtsstätte die nächtliche Tiefe der Erde noch anwies;
Zu dir bring ich der Menschen und Götter gemeinsame Klage.
Siehe, der waffengewaltige Fürst Mazedoniens wütet

Allüberall im Sturme. Zuerst an Pamphyliens Küste
Hat er das Meer sich gebeugt, dreimal den Darius bewältigt,
Hat ganz Asien so zermalmt, und den niemals bezwungenen
Porus besiegt. Doch nimmersatt dringt er nur weiter und weiter,
Tief in die Fernen des Ostens, ja jetzt in verblendeter Torheit
Will er den Ozean meistern. Wenn günstige Winde die Segel
Seines Lebensschiffs weiter noch blähen, zu den weltentrückten
Quellen des Nils wird er dringen, das Paradies will er umlagern
Und es erstürmen; ja, hüte dich, selbst dieser Abgrund der Tiefe
Ist vor ihm nicht gefeit, die Antipoden, die Sonne
Anderer Welten zu schaun, wird er sich kühnlich erdreisten.
Auf drum! strafe den Unhold, der alle gemeinsam bedrohet,
Hast du die ersten Menschen doch einst aus dem Eden vertrieben;
Aber, wo bleibt, o Schlange, dein Ruhm, wenn den herrlichen Garten
Nun Alexander gewinnt? — So sprach sie und wandte sich scheidend.

In der Tat beruft der Fürst eine Versammlung aller bösen Geister auf eine von ewigem Schnee und Eis starrende Wiese:

Hier versammelten jetzt sich die höllischen Geister der finstern
Tiefe zur Sitzung; es ließ dreimal ein graufiges Zischen
Drauf der höllische Fürst, die alte Schlange, ertönen.
Gleich verstummte da jedes Geräusch, das Seufzen und Stöhnen
Der von den höllischen Strafen gequälten Seelen verhallte.
Tiefe Stille — hoch hob sich empor der höllische Fürst dann,
Brachte die Klagen der Mutter Natur vor die Geister und sagte:
Gibt es doch nirgends ein Maß oder Ziel für die Geißel der Menschheit,
Vor der alles erzittert in Angst, wenn ein längeres Leben
Ihm nach Gefallen noch länger die Welt zu zertrümmern gestattet.
Wahrlich — ich sag' es nur zagend — ihn reizt es auch unter die Erde.
Und in des Tartarus Tiefen zu dringen, den Geistern der Hölle,
Wenn er im Kampf sie besiegt, die Scharen der Seelen zu rauben.
Freilich ein Schicksalspruch verkündet die schaurige Botchaft:
Einst wird kommen ein Tag, an dem auf Erden erstehn wird
Wunderbar von Geburt ein Mensch, der die eisernen Riegel
Dieses Kerkers zerbricht, die ragenden Säulen zerschmettert,
Alles, was hier an Gewaffen vorhanden ist, siegreich zertrümmert
Und mit siegendem Holze die Hallen der Hölle entvölkert.
Auf drum, entgegen der drohenden Not, ihr Fürsten des Todes,
Kürzet den Lebensfaden dem mazedonischen Helden,
Daß nicht dieser es sei, der die Pforten der Hölle zertrümmert!

Eine groteske Szene! Aber wie mag sie auf die Leser im Mittelalter gewirkt haben! Wie ganz besonders die Worte, die jeder Leser auf Christus, der mit dem Holze des Kreuzes die Seelen aus der Hölle erlösen wird, beziehen mußte, der Teufel aber als eine mögliche Prophezeiung auf Alexander umdeutete.

Der Dichter suchte also nicht nur die Tatsachen, die ihm seine Quelle lieferte, wiederzugeben, sondern sie auch nach seiner Art und von seiner Grundauffassung aus weiter auszuführen und zu begründen. So z. B. auch die Notiz, die er in seinem Gewährsmann fand, und die an sich auch durchaus wohlbegründet erscheint, daß Alexander in der Nacht vor der Schlacht von Arbela, die nun doch wohl die Entscheidung bringen mußte, nicht schlafen konnte. Weiter fand er nichts. Aber bei ihm ist es die Göttin Viktoria, die den schlaflos auf seinem Lager sich wälzenden König bemitleidet und für ihn den Schlafgott bittet, ihn in Schlaf zu versenken. So geschieht es denn auch. Wir sehen, der Götterapparat wird auch von Walthar in Bewegung gesetzt — wie sollte ohne das auch wohl eine epische Dichtung, zumal des Mittelalters denkbar sein? Aber es geschieht nur an wirklich bedeutsamen Stellen, und bei einem Manne, der durch sein Leben und Wirken die ganze Welt umgestaltet hat. So stehen die Mittel in richtigem Verhältnis zu den Ergebnissen.

Daß bei diesen Darstellungen die alten Dichter die Vorbilder gewesen sind, ist natürlich, aber er hat sie selbständig und eigenartig ausgestaltet. Und dasselbe läßt sich sagen von der Schilderung der beiden großen Entscheidungsschlachten bei Issus und Arbela. Die geschichtliche Vorlage hat Walthar hier vollständig verlassen; Vergil und Ovid sind größtenteils die Vorbilder. Die Schlachten lösen sich in eine Reihe von Einzelkämpfen auf. Daher werden denn nicht nur Alexander sondern auch seine aus der Geschichte bekannten Generale mit besonderen Heldentaten ausgestattet; es erscheint eine ganze Reihe von Helden, von denen in keiner Geschichte die Rede ist; es treten ganz eigentümliche Persönlichkeiten auf, wie z. B. ein Abkömmling des Minus, sogar ein Nachkomme der Giganten und ein Astrologe Zoroas aus Memphis, der Wissenschaft und Waffenhandwerk mit einander verbindet; gleich den Homerischen Helden suchen sich die Kämpfer erst durch höhrende Worte zu reizen, ehe sie zum Kampfe schreiten. Zur Charakterisierung der ganzen Art stehe hier die Episode des Zoroas aus der Schlacht bei Issus.

Strahlend in kostbarer Rüstung stand hier auf der Seite der Feinde
Zoroas aus Memphis, der Sterne kundig wie keiner,
Und ihrer Himmelsbahn. Er kannte die Sterne, die fruchtbar
Machen ein Jahr und die, die den Ausfall der Ernte bewirken;
Ferner woher im Winter der Schnee und im Sommer die Glut stammt,
Wie die köstliche Luft im Lenze den Boden befruchtet,

Und welche Triebkraft die Reife der Trauben im Herbst hervorbringt.
Ob sich der Kreis zum Quadrate gestaltet, ob himmlischer Sphären
Klang harmonisch ertönt, wie die vier Elemente einander
Halten die Wage, er weiß es; er weiß, welch' rasende Schwungkraft
Reißt die sieben Planeten entgegen der Drehung des Himmels;
Kennt der Gestirne Entfernung; den Stern, der den bösen Saturnus
Hindert den Menschen zu schaden, und den, der im Gegenschein strahlend
Ihn in's Gute verkehrt, und den, der des kriegerischen Mars Schein
Mildert; er kennt die Häuser der Sterne, den herrschenden Stern auch
Auf der andern Seite des Himmels; er schließt aus den Stunden
Und der Bewegung der Sterne das kommende Schicksal der Menschen.
Ja, er umfaßt in der Brust den Himmel mit all seinen Sternen.
Auch sein eigenes Schicksal hatt' er in den Sternen gelesen,
Das ihn jetzt hier mit dem Tode bedroht. Drum weil er des Schicksals
Walten doch niemals zu ändern vermochte, so wagte er kühnlich
Auf den König selber zu dringen; sein sehnlichster Wunsch war
Hier von den Händen des Königs zu fallen. Nicht achtend das Leben,
Fest dem Tode ins Antlitz schauend, so stürmt er verwegen
Ein auf den König, und hoch vom Wagen her schleudert er zahllos
Speere, doch treffen sie nur unschädlich den Schildrand des Fürsten.
Aber Geschosse nicht nur, er schleudert auch höhrende Worte
Gegen den Helden: Heran, du, Neftanebus' deutlicher Bastard,
Schandmal der Mutter für ewig! was jagst du die Massen der Feigen
Und versprichst ihr Blut? Hier, gegen mich wende die Mordwut;
Wenn du noch männlichen Mut in der Brust hegst, schlage mich nieder!
Kriegerischer Sinn und die Liebe zur siebenfältigen Weisheit
Lebt mir im Herzen, ich strebe für beides nach krönendem Lorbeer.
Ruhig erwidert der König, von Mitleid bewegt mit dem Helden,
Der hier zu sterben gewillt: Bei den Göttern, wer du auch sein magst,
Bleibe am Leben, der Körper, der solch ein Wissen beherbergt,
Darf nicht im Tode vergehn; mein Arm wird nimmer zum Schwertschlag
Gegen das Haupt sich erheben, das nur der Erkenntnis geweiht ist.
Müßlich bist du der Welt! Was treibt zu dem törichten Wunsch dich,
Tief zu der Unterwelt Strömen zu ziehn, wo das Wissen verschwindet?
Sprach's, doch Zoroas sprang zur Erde und traf mit dem Schwerte,
Wo Beinchen und Panzer mit winziger Lücke sich einten,
Leicht nur den Schenkel des Königs, doch Blut entströmte der Wunde.
Freilich ergrimmt der König, doch wollt er den Zoroas schonen,
Und so sprengt' er, das Pferd anspornend, davon; in der Ferne
Sänktigt er leichtlich den Born. — Da stürmt Meleager im Fluge
Rasch auf Zoroas ein und zerschlägt mit gewaltigem Schwerthieb
Beide Kniee zugleich. Er sinkt, und die Scharen der andern
Hauen den Körper zusammen; die Seele entflieht zu den Sternen.

Das einzige, was ihm hier seine Quelle bot, war die Verwundung Alexanders, alles andere hat Walthar zur Belebung der Darstellung hinzugefügt. An einer andern Stelle dagegen hat er



nur den poetischen Schmuck dazu zu tun gesucht, während der Stoff ihm auch in manchen Einzelheiten von seinem Gewährsmann an die Hand gegeben war. Es ist Walthers durchaus gelungen, die Lebhaftigkeit der Schilderung wesentlich zu erhöhen.

Babylon strahlte im Glanze zur Feier des fürstlichen Einzugs;
Alle die Schätze, die eifrig gesammelt die Fürsten der Vorzeit,
Liegen zur Schau, die Altäre erglänzen im Schmuck der Juwelen,
Statuen steh'n, ehrwürdigen Stils, in den heiligen Hallen,
Seidene Teppiche leuchten auf Plätzen, in Straßen und Gassen,
Und goldstrophende Kränze verzieren hell funkelnd die Tempel;
Hochbetagte Matronen und ernste, bedächtige Männer
Schreiten einher in den buntgestickten seidnen Gewändern.

— — — — —
Ueppige Blumengewinde verbunden mit grünenden Zweigen
Decken den Weg, auf dem der siegreiche König nun einzieht.
Weihrauch, Narden und alle die Gaben des fernen Arabiens
Dampfen in Fülle empor von den heiligen Altären der Götter,
Und sie erfüllen die Lüfte mit köstlichen, lieblichen Düften.
Allerlei wildes Getier, wie Syrkaniens Schluchten sie bergen.
Grausame Tiger, befreit aus dem Käfig, aber gefesselt,
Werden geführt, auch Panther, in eisernen Ketten gehalten,
Löwen, die gegen die Wände des Käfigs brüllen im Grimme.
Scharen von Menschen stürmen hinauf auf die Dächer der Häuser
Oder besetzen in dehrenden Reih'n die ragenden Mauern,
Voll Neugierde den König zu seh'n, denn es hindert da unten
Doch das Gewühl und Gedränge der Menschen völlig die Aussicht.
Sänger eilen herbei, zum Klange der Feier ertönen
Liebliche Lieder, es dröhnt der Schall von Pauken und Klappern,
Becken und Zither erschallen darein, auch fehlt nicht die Geige,
Die mit schmeichelndem Klange das Ohr der Menschen bezaubert.
Und zur Verehrung strömen herbei Wahrsager aus Memphis,
Die das Lügengewohnte Volk des ägyptischen Landes
Schicksalskinder benennt, die aus Sternen und himmlischen Zeichen
Künden, so heißt es, den Menschen das unausbleibliche Schicksal.

Wir sehen, wie der Dichter durch Ausführung des Einzelnen das Ganze eindrucksvoller und farbenreicher zu gestalten sucht, um ein wirkliches Bild des Lebens und Treibens zu malen; wir sehen aber auch, wie er, gleich den Malern des Mittelalters, die das Kostüm ihrer Zeit für die Menschen des Altertums oder der Zeit Christi verwandten, auch schon die Klänge der Geige beim Einzuge Alexanders ertönen läßt. So werden denn auch auf dem Grabmale des Darius die Landschaften seiner Zeit, wie die Normandie und die Champagne, ja auch der fabelhafte König Artus der Briten

erwähnt, und zu Alexander kommen Gesandte aus Spanien, Deutschland und — hier tritt der Nationalstolz des Franzosen zutage, „was ich kaum glauben mag“ — aus Frankreich, um ihm ihre Verehrung zu zollen. Der Grund zu solchen Angaben liegt aber, von anderen abgesehen, auch in dem Bestreben des Verfassers, seine Kenntnisse zu zeigen. Das tritt besonders deutlich hervor in den Beschreibungen, die Walthers von dem Schilde des Darius und von den Grabmälern des Königs und der Königin entwirft. Das ergibt sich auch daraus, daß auf dem Grabmal der persischen Königin eine Darstellung der jüdischen Geschichte angebracht wird, und vor allem daraus, daß nicht nur die wirklich ausgeführten Bildwerke beschrieben werden, sondern auch auf solche hingewiesen wird, die der Künstler hätte anbringen können, aber aus diesem oder jenem Grunde ausgelassen hat. Aber wie die Dichter des klassischen Altertums derartige Beschreibungen liebten, so durften sie auch bei Walthers nicht fehlen, und es ist keine Frage, daß er gerade auch damit auf die Leser seiner Zeit, teils durch den Stoff selbst, teils durch die Art der Behandlung, großen Eindruck gemacht hat.

Walthers Alexanderepos ist kein wirklich großes Kunstwerk, aber es ist ein Werk, das Fleiß, Takt und dichterisches Geschick verrät, und es ist ein richtiges Gefühl, das die Dichter und Kritiker der damaligen und späteren Zeit beseelt hat, wenn sie sie über die Gedichte anderer Dichter emporhoben. Er war, wie wir gesehen haben, kein Stubengelehrter; er begab sich hinein in die Kämpfe des Tages durch seine Lieder, ja, er war selbst an diesen Kämpfen beteiligt und hat ihnen Opfer bringen müssen. Er ist eine klare Persönlichkeit, auf dem Boden sittlicher Weltanschauung fußend, mit der Erfahrung eines Mannes, der mitten im Leben gestanden, und den manche Widerwärtigkeit, die ihm zustieß, zu einer ernsten Lebensauffassung geführt hat. Ohne die Güter dieser Welt etwa zu verachten, haftet er doch nicht am Aeußeren, denn er weiß, daß über ihm ein Höherer waltet, der den Menschen von seinem Tun abrufen kann dorthin, wo er nicht mehr wirken kann. Zu einem wirklich ergreifenden Ausdruck kommt diese Anschauung in der Alexandereis da, wo ihm der Gegensatz zwischen der eben noch weit hin ragenden Machthöhe des Königs und dem nun plötzlich aus Fülle des Lebens abgerufenen, jetzt im engen Grabe ruhenden Fürsten zum Bewußtsein kommt:

Glücklich wäre das Menschengeschlecht, wenn stets ihm vor Augen
Schwebte das ewige Heil, wenn stets es das Ende bedächte,

Das den Höchsten der Welt, wie dem niedrigsten Mann aus dem Volke
 Unvermutet erscheint, wenn wir nach Reichtum uns mühen,
 Ohne Gefahren zu scheu'n, wenn die blöden Augen der Menschen
 Irdischer Ruhm mit gleißendem Schein umgaukelnd verblendet,
 Wenn wir die flüchtigen Ehren, die käuflichen, mühsam erstreben,
 Oder die Fluten der Meere durchzieh'n und das Leben nicht achtend,
 Leben und Güter zugleich den tückischen Wogen vertrauen.
 Ueber die eisigen Alpen, bedroht von den Schwärmen der Räuber,
 Treibt uns die Sehnsucht nach Rom, nach der Stadt mit den ragenden
 Türmen

Und voll nimmerfatter Begier — doch glücklich vollendet
 Ist nun die Reise, wir kehren ins Vaterland heim zu den Unfern,
 Ach, da befällt uns im Nu eine Krankheit mit schleichendem Fieber
 Und zertrümmert, was wir uns im Kampfe des Lebens gewonnen.

Aehnliches mag Walthar selbst erfahren haben, wie ja auch
 seine Grabschrift bezeugt, daß er aus schwerer Krankheit zu genesen
 nicht mehr hoffen konnte. Jedenfalls sind es Verse, die aus
 innerster Ueberzeugung geflossen sind, und wie sie des Beifalls
 seiner Zeitgenossen sicher waren, doch auch ihres Eindrucks auf uns
 nicht verfehlen. Als einen Mann von Wahrhaftigkeit und Ueber-
 zeugungstreue und einen Dichter von Geschmack und Geschick dürfen
 wir unsern Walthar jedenfalls bezeichnen, und wenn wir uns auch
 das Urteil, das in einer seiner Lebensbeschreibungen von einem
 unbekannten Dichter ausgesprochen wird, nicht in diesem Umfange
 zu eigen machen können, so darf es vielleicht doch zum Schluß noch
 als ein Zeugnis seiner Wertschätzung angeführt werden:

Alles, was heidnische Dichter zu sagen und singen vermochten,
 Hat die göttliche Guld Waltharn in Fülle verlieh'n.



Kostl
 Gag
 2
 III
 1

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Anton Korman, Homburg v. d. S.: W. May, Ernst Haedel.
 Theologie. Professor Dr. Adolf Matthaei, Cuxhaven: J. Weiß, Christus,
 die Anfänge des Dogmas.

Pädagogik. Dr. Konrad Lehmann, Steglitz: K. Neff, Das pädagogische
 Seminar. — Professor Dr. Adolf Matthaei, Cuxhaven: M. Werner, Das
 Christentum und die monistische Religion. — M. Münch, Kultur und Erziehung.
 — Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des human. Gymnasiums in
 Berlin. — Frauenbewegung und Sexualethik.

Kunst. Professor Dr. Paul Schubring, Berlin: Giorgione.

Literatur. Professor Richard Zimmermann, Lübeck: J. Leppmann,
 Rater Murr und seine Sippe.

Fremde Weltteile. Dr. Ernst Schulze, Hamburg-Großborstel: S. Münster-
 berg, Aus Deutsch-Amerika. — Lic. Dr. Paul Rohrbach, Friedenau: M. Karow,
 Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. — G. Ziemann, Mola Roto. — S. Baalzon,
 Das Kaiserreich Japan.

Politische Korrespondenz.

D.: Der Abschluß der Reichs-Finanz-Reform und der Rücktritt des Reichs-
 kanzlers Fürsten Bülow.

Dr. Emil Daniels: Der koloniale Zeitungskongreß in London. — Die
 Gährung unter den Indiern. — Bjorkö und Cowes. Die Duma-Deputation in
 London. — Das Defizit in Rußland. — Der Sieg der persischen Konstitutionellen.
 — Die armenische Frage. — Russen und Engländer in den iranischen Ländern. —
 Der spanisch-marokkanische Krieg. — Clemenceau und Delcassé. — Die türkischen
 Rüstungen. — Griechenlands innere Lage. — Heeresreform und Preßgesetzgebung
 im osmanischen Reich.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden von Hans Delbrück.

625 Seiten eleg. broschiert M. 5.—, in Leinwand geb. M. 6.—

Dieses Werk ist zugleich ein buchhändlerisches Experiment
 während ein Band von solchem Umfang und so guter
 Ausstattung herkömmlich 10 bis 12 Mark zu kosten pflegt, habe
 beschlossen, es mit einem Preise von **fünf Mark** zu versuchen,
 zu sehen, ob es möglich ist, ernstlichen wissenschaftlichen Werken
 Deutschland durch einen billigen Preis auch eine wirklich große
 Verbreitung zu verschaffen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Einladung zum Abonnement auf Preußische Jahrbücher

Herausgegeben von
Hans Delbrück.

Monatlich ein Heft von 12-14 Bogen Groß-Oktav elegant broschiert
Preis vierteljährlich M. 6,-. Einzelhefte M. 2,50.

Die Preußischen Jahrbücher

haben auch im **Deutschen Reich** den Titel Preußische Jahrbücher beibehalten, unter dem sie ihre Stellung und ihren Ruhm gewonnen und für ihr Teil zur Durchführung des Gedankens beigetragen haben, die **deutsche Nationaleinheit** unter Preußens Führung zu schaffen.

Ehedem von **Heinrich Treitschke**, jetzt von **Hans Delbrück** herausgegeben, sind die Preußischen Jahrbücher seit ihrer Begründung im Jahre 1858 eine

Zentralzeitschrift des geistigen Lebens in Deutschland

gewesen, tonangebend in Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die politischen Ereignisse werden freimütig nach oben und unten, unabhängig von allen Parteirücksichten behandelt. Wer sich unabhängig von den Tagesströmungen und Partei-Vorurteilen eine eigene Meinung bilden, wer mit den vorwaltenden und fortschreitenden der Wissenschaft Fühlung halten und selbst mit fortschreiten will, Führung und reiches Material in den „Preußischen Jahrbüchern“.

Kost.

Tag

z.

mit

zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.